

## Zur Morphologie der Wortarten im Deutschen

Von Johannes Erben

Erstdruck in: Zs. f. dt. Spr. 21, 1965, S. 146–152

Im alten Berlin gab es eine Scherzfrage: *Wieso hat'n Krause keene Haare?* Antwort: *Na, weil de Nejer krauses Haar haben.*<sup>1</sup> Ein Wortspiel? Gewiß – aber doch etwas mehr. Es führt nämlich aufmerksame Beobachter auf eine Besonderheit des deutschen Sprachbaus, die sich in früheren Sprachperioden, bei älteren deutschen Texten in viel größerem Umfang zeigt als heute: das Fehlen einer eindeutigen Wortartprägung, das Verwenden eines Wortes bald im Anwendungsbereich dieser, bald jener Wortart. Die strukturelle Linguistik spricht in solchen Fällen vom Nullmorphem,<sup>2</sup> und dieses Phänomen ist bekanntlich im heutigen Englisch sehr viel verbreiteter als im modernen Deutsch. Gewiß haben auch wir Fälle wie *die Rede* und *ich rede*, wo nur der Kontext und die Position nach einem Demonstrativum oder einem Personalpronomen funktionskennzeichnend wirkt. Aber sie sind vergleichsweise selten, und dem englischen Wortpaar *the hope* und *I hope* steht in klarer morphologischer Ausprägung das deutsche *die Hoffnung* und *ich hoffe* gegenüber. Auch ist es z. B. offensichtlich, daß dem englischen *lover* nur deshalb eine so wenig schöne Bildung wie *Lieb-hab-er* entspricht, weil das reguläre Nomen agentis zum Verbum *lieben*/*Lieber* formal zusammenfiel mit einer Flexionsform des Adjektivs *lieb*. Das bedeutet nichts weniger, als daß die eindeutige morphologische Prägung der Wortarten als wichtiger angesehen wird als der reguläre Systembau der Sprache. Selbst Dreisilbigkeit und

<sup>1</sup> H. Meyer, *Der richtige Berliner*, Berlin 1925, S. 105.

<sup>2</sup> Vgl. z. B. H. Marchand, *Die Ableitung desubstantivischer Verben mit Nullmorphem im Englischen, Französischen und Deutschen*, *Die neueren Sprachen* 1964, S. 105ff., im übrigen meinen Aufsatz über „Deutsche Wortbildung in synchronischer und diachronischer Sicht“, *Wirkendes Wort* 14, 1964, S. 83ff., besonders S. 87.

Unregelmäßigkeit im sprachlichen System wird dafür in Kauf genommen. Und diese Empfindlichkeit war wohl auch mit im Spiele, als sich z. B. beim Verbum *heben* und *schwören* neben die lautgesetzliche Fortsetzung der alten Präteritalform *hub* und *schwur* († mhd. *huop* und *smuor*) die neuere Präteritalform *hob*, *schwor* stellte, die einerseits zum Part. Prät. stimmte und andererseits vom Substantiv *Hub*, *Schwur* klar unterschieden war. Das war nicht immer so, ich sagte es schon. Beim Studium älterer deutscher Texte beobachtet man sehr häufig, daß das gleiche Morphem in sehr verschiedenen Funktionskreisen auftreten kann, wobei wir formgleiche, aber etymologisch verschiedene Fälle, also Homonyme, hier beiseite lassen. Was besonders auffällt, ist einerseits das häufige Zusammenstimmen von Substantiv und Adjektiv und andererseits von Adverb, Präposition und oft auch Konjunktion. Es zeigt sich also nicht nur eine Formgleichheit von Präposition und Präverb, wie wir sie heute auch noch durchgängig haben; man denke an Fälle wie *vor dem Geschäft stehen* und *dem Geschäft vor-stehen*, woneben allerdings *in das Geschäft treten* und *ein-treten* mit formaler Differenzierung steht. Formgleichheit von Präposition und Präverb findet sich natürlich auch schon im Althochdeutschen, aber darüber hinaus treffen wir z. B. in Otfrids Evangelienbuch (um 870) *êr* als Adverb, als Präposition und Konjunktion, ebenso *sîd* „hernach“ (Adv.), „nach“ (Präp.), „seitdem, nachdem“ (Konj.). Wenn es um die sprachliche Einordnung eines Geschehens oder Seins hinsichtlich Raum, Zeit oder Situation geht, kommen sich offensichtlich Adverb, Präposition und Konjunktion funktional sehr nahe. In vielen Fällen können wir sogar das Entstehen neuer Präpositionen oder Konjunktionen aus alten Adverbien noch verfolgen, z. B. greift das adverbiale *îf* erst im Verlaufe des Althochdeutschen auch in einen präpositionalen Anwendungsbereich aus. Aber uns geht es hier nicht um solche einzelnen diachronen Prozesse, sondern um die grundsätzliche Möglichkeit, daß im frühmittelalterlichen Deutsch ein Morphem oft die Funktion mehrerer Wortarten wahrnehmen kann. Sie wird im neueren Deutsch eingeschränkt, wobei die beiden genannten Beispielfälle typische Entwicklungsmöglichkeiten demonstrieren: *êr* erscheint heute in der Lautform *êher* als Adverb mit deutlich wiederhergestellter Komparativendung, in der *r*-losen Form *ebe* als Konjunktion der Hochsprache, die allerdings – wohl nicht zufällig – von *bevor* zurückgedrängt wird, und als Präposition nur noch resthaft in der Komposition *ebe-dem* und *ebe-mals*, also eine Formdifferenzierung: Adv. *êher*/

Konj. *ebe*. Im Falle von althochdeutsch *sīd* ist umgekehrt das Adverb geschwunden, dafür die Präposition *seit* geläufig, als Konjunktion aber wird die Form *seit-dem* üblich, analog zu *nach-dem* und *in-dem*. Nun zu dem Zusammenstimmen von Substantiv und Adjektiv, das ebenfalls z. B. bei Otfrid ganz augenfällig ist; man vergleiche *drāt*, maskulines Substantiv im Sinne von „Freund“ und Adjektiv im Sinne von „lieb“, *finstar* n. „Verfinsterung, Finsternis“, Adj. „dunkel“, *māri* n. „Kunde“, Adj. „bekannt, berühmt“. Man kann also mit der gleichen Form ein Phänomen substantivisch klassifizieren oder adjektivisch charakterisieren, als Substanz oder Akzidenz darstellen. Die Formgleichheit von Substantiv und Adjektiv überrascht nicht, wir kennen sie aus dem Indogermanischen, besonders aus den klassischen Sprachen, und es ist kein Zufall, daß die Grammatiker des Altertums Substantiv und Adjektiv noch nicht voneinander abhoben, sondern mit dem Begriff *ὄνομα* (nomen) einheitlich faßten. Für das Indogermanische zitiere ich das klassische Werk von K. Brugmann. Er sagt: „Gewisse in der Sprache eine wichtige Rolle spielenden semantischen Gegensätze haben von alters her überhaupt keinen formantischen Ausdruck, wie vor allem der von Substantiv und Adjektiv: oft weist nur der Bedeutungsinhalt des ganzen Wortes dieses der einen oder der andern von diesen beiden Kategorien zu, oder dasselbe Wort gehört beiden zugleich an, so daß nur der Satz-zusammenhang über die besondere Geltung entscheiden kann.“<sup>3</sup> Allerdings scheint nicht nur der Kontext Aufschluß über die besondere Leistung gegeben zu haben, sondern zum Teil wohl auch die Akzentuierung; denn an anderer Stelle heißt es: so „wurde diese Verschiedenheit des Accentsitzes seit urindogermanischer Zeit in der Weise zu einem Kennzeichen des Unterschieds von Substantiv und Adjektiv, daß man z. B. *\*m̥tō-m* ‚Tod‘ (althochdeutsch *mord*...) neben *\*m̥tō-m* ‚mortuom‘... schuf“.<sup>4</sup> Daß klangliche Verschiedenheit differenzierend wirken kann, wissen wir auch aus neuerer Zeit. Man denke etwa an die Unterscheidung von neuhochdeutsch *dāmit* Pron.-adv. / *damit* Konj., engl. *conflict* Subst. / *conflict* Verb. Im übrigen wäre auch an das zu erinnern, was der Anglist B. Borowski über die „Tonlagendifferenz“ der altenglischen – präpositional und konjunk-tional gebrauchten – Partikel *\*bi-ūtan* ausgeführt hat, die schließlich

<sup>3</sup> K. Brugmann, Kurze vergleichende Grammatik der indogermanischen Sprachen, Berlin/Leipzig 1922, S. 315.

<sup>4</sup> K. Brugmann, a.a.O., S. 293.

eine „Lautdublette“ *būtan* Pröp. / *būton* Konj. hervorgerufen habe.<sup>5</sup> Man darf also annehmen, daß in schriftlosen oder schriftarmen Frühzeiten des Indogermanischen klangliche Differenzierungen eine besondere Rolle spielten. Doch ist es für unsere Überlegungen von geringem Belang, ob und auf welcher Entwicklungsstufe im älteren Indogermanischen eine völlige Formgleichheit von Substantiv und Adjektiv bestand. Tatsache ist jedenfalls eine weitgehende Formgleichheit, die wir ja noch bei Otfrid angetroffen haben.

Im älteren Germanischen und Deutschen wurde sie in doppelter Hinsicht eingeschränkt:

1. durch den systematischen Ausbau besonderer flexivischer Veränderungsreihen für das Substantiv und Adjektiv – also Unterschiede der Flexion, wie sie sich offenbar im syntaktischen Verband der nominalen Wortgruppe ausprägten. Ein Nomen erhielt die syntaktische Führung, wurde Kern der Wortgruppe, ein anderes erhielt die Rolle eines appositionellen oder – wohl eine nächste Stufe – attributiven Anglieds und wurde als solches von der Flexion anderer, nämlich pronominaler Begleitwörter beeinflußt. Jedenfalls weicht die Adjektivflexion des Gotischen und Althochdeutschen bereits in einigen Kasus von der substantivischen Deklination ab. Auf Einzelheiten der Herausbildung der sogenannten starken oder pronominalen Adjektivflexion und der schwachen Flexion des Adjektivs möchte ich mich in diesem Zusammenhang nicht einlassen. Aufmerksam möchte ich lediglich noch darauf machen, daß die flexionsparadigmatische Scheidung zwischen Substantiv und Adjektiv im Verlaufe der deutschen Sprachgeschichte – auch der neueren Zeit – noch zugenommen hat. Im Neuhochdeutschen stimmt infolge der bekannten Umstrukturierungsvorgänge bei der Substantivflexion die schwache Deklination des Adjektivs nur noch beim Maskulinum mit der des Substantivs überein (Typus: *der willkommen-e Bot-e*), und andererseits begegnet die endungslose Nominativform des Adjektivs, die zum ebenfalls endungslosen Nominativ des Substantivs stimmt, kaum noch attributiv vor dem Substantiv, sondern wird gemeinhin von der starken (pronominalen) Flexion abgelöst, d. h. mittelhochdeutsch *guot man* ›gut-er Mann, und zwar nicht nur „aus rhythmischen Gründen“, wie A. Bach in seiner Geschichte der deutschen Sprache vermutet,<sup>6</sup> eher wohl eine Auswirkung der genannten Tendenz und um eine Auffas-

<sup>5</sup> Germanica, Sievers-Festschrift, Halle 1925, S. 297.

<sup>6</sup> Heidelberg 1956, S. 168.

sung des Beiworts als determinierendes Kompositionsglied auszu-schließen. Im Genitiv aber hat sich neuhochdeutsch die Form der schwachen Adjektivflexion durchgesetzt: *gut-en Mann-es* – eine Dissimilation aus *gut-es mann-es*, ein Ausweichen zur schwachen Flexion, mitbedingt wohl auch durch den Zusammenfall von mittelhochdeutsch *gut-ex* (N.) und *gut-es* (G.), so daß nun auch im Genitiv eine klare Formdifferenzierung zwischen Adjektiv und Substantiv besteht und neuhochdeutsch noch vorhandene Morphemübereinstimmungen dadurch aufgehoben werden; Beispiel: *des Greis-es / greis-en Mann-es*; *des Laut-s / laut-en Getös-es*. Die im neueren Deutsch bestehende Tendenz, die Genitivendung des Substantivs zu ersparen, wirkt in gleicher Richtung. Nicht minder wichtig aber ist

2. der Ausbau besonderer charakteristischer Möglichkeiten der Wortbildung für Substantiv und Adjektiv. Und diese Tendenzen spüren wir bereits im Althochdeutschen. Bei Otfrid<sup>7</sup> z.B. hat das althochdeutsche Nomen *drîft* als maskulines Substantiv im gleichen Text die Varianten *drîft-man* und *drîft-sum* neben sich, und *finstar* als Substantiv variiert bereits mit der deutlicheren Substantivbildung *finstar-nissi* (-*nissi*). Wir übersehen nicht, daß einige Fälle bis heute beibehalten sind, z. B. *reht* (n. und Adj.). Es sind – insbesondere Wertbegriffe, wo Eigenschaft und Verwirklichung der Eigenschaft sprachlich ungeschieden sind – im Gesamtbefund Einzelfälle, über denen die deutlich spürbare Tendenz der formalen Wortartdifferenzierung nicht übersehen werden kann. Für die sprachgeschichtliche Entwicklung im einzelnen scheint ein Umstand nicht unwichtig zu sein. Viele althochdeutsche Wörter, die etymologisch zusammengehören, aber verschiedenen Wortarten angehören, sind nur durch die Qualität oder Quantität eines einzigen Vokals morphologisch unterschieden, z. B. *bôna* f. „Spott“ / *bôni* Adj. „mit Hohn versehen“ / *bônu* Vb. (1. Pers.) „verhöhne“ oder *miltî* f. „Sanftmut, Großmut“ / *milti* Adj. „sanftmütig“. Die bekannten Verkümmierungsprozesse der Endsilben mußten in solchen Fällen die Notwendigkeit weiterer Formdifferenzierung aufkommen lassen. Im hochmittelalterlichen Deutsch beobachten wir hier zum Teil die erwartungsgemäß eingetretene Formgleichheit: mittelhochdeutsch *milte* (f. und Adj. < *miltî* / *milti*); aber *bôna* und *bôni* scheinen nicht völlig zusammenzufallen, jedenfalls finden wir Ansätze, ein mittelhochdeutsches Substantiv *bône* vom Adj. *boene* formal abzuheben, d. h., die Differenzierung geschieht durch Lautwandel:

<sup>7</sup> Stellennachweise in J. Kelles Glossar der Sprache Otfrids, Regensburg 1881.

Reduzierung und im späteren Mittelhochdeutsch dann Apokopierung des Substantivs *hōna* › *hōne* › *hōn* (verbunden mit Genuswandel), Um-laut der adjektivischen Form *hōni* › *hoene*, womit freilich die Verbform zusammenfällt, daher kommen daneben schon früh deutlichere Adjektivbildungen wie *hoenlich* und *hoenisch* auf und neben der Verbform *hoene* die präfigierte Form *ver-hoene*. Daß nicht nur Wortbildung (Suffigierung, Präfigierung), sondern nicht selten auch Lautwandel im Dienste der morphologischen Wortartdifferenzierung stehen kann, möchte ich nochmals betonen – unter Verweis auf das eben erwähnte mittelhochdeutsche Substantiv und Adjektiv *milte*. Hier wie in zahlreichen anderen Fällen schafft die Apokopierung des auslautenden mittelhochdeutschen *-e* Abhilfe; Ergebnis im Neuhochdeutschen: das Substantiv *Milde* steht neben dem Adjektiv *mild*, *Enge* neben *eng*, *Fremde* neben *fremd*, wobei das beim Substantiv erhalten gebliebene *-e* nun als Kennzeichen des femininen Substantivs gilt, ebenso wie z. B. das Suffix *-beit*. E. Öhmanns Allgemeingeltung beanspruchende Bemerkung, „daß Homonyme, die zu verschiedenen Wortklassen gehören, einander in der Regel kaum stören können“, <sup>8</sup> ist also einzuschränken. Bei etymologisch zusammengehörigen, semantisch übereinstimmenden Formen verschiedener Wortart bemerken wir durch-aus eine daraus entspringende Tendenz der morphologischen Wort-artdifferenzierung durch Lautwandel oder Wortbildung, und E. Öh-mann selbst hat dazu ja ein bemerkenswertes Beispiel geliefert. Ich meine seine Untersuchung der althochdeutschen Adjektivabstrakta auf *-ī*, die infolge der Abschwächung des *ī* › *e* mit den zugehörigen Adjektiven formgleich geworden waren und „vor den Bildungen auf *-beit* weichen mußten“ <sup>9</sup>; Typus althochdeutsch *scōni* › mittelhoch-deutsch *schoene* › spätmittelhochdeutsch-neuhochdeutsch *schön-beit*. Zum anderen hat er selbst „den Untergang der Präposition und des Adverbs *after*... auf die kompromittierende Wirkung des Substan-tivs... zurückgeführt“ <sup>10</sup>.

Um annähernd herauszufinden, wann die beobachtete morpholo-gische Einschränkung der Formgleichheit vor sich gegangen ist, habe ich einige Texte genauer angesehen. Schon die Durchsicht von Hartmanns Iwein (um 1200) zeigte, daß auch im klassischen Mittel-

<sup>8</sup> E. Öhmann, Über Homonymie und Homonyme im Deutschen, Helsinki 1934, S. 96f. Vgl. auch ebd., S. 13.

<sup>9</sup> E. Öhmann, a.a.O., S. 34.

<sup>10</sup> E. Öhmann, a.a.O., S. 15 u. 98.

hochdeutsch noch zahlreiche Fälle alter oder neuentstandener Formgleichheit begegnen<sup>11</sup>: *daz ouge* / *ich ouge* „führe vor Augen, zeige“; *der schade* / *ich schade*; *diu vinster* „Finsternis“ / *vinster* Adj.; *diu staete* „das feste Beharren“ / *staete* Adj. „fest beharrend“; dazu sogar Fälle der Zugehörigkeit zu drei Wortarten: *diu siæze* „Lieblichkeit“ / *siæze* Adj. „lieblich“ / *ich siæze* „mache süß“; *diu sunder* „abgesonderte Wohnung“ / *sunder* Adv. „abseits“ / *sunder* Präp. „außer, ohne“ und schließlich ein Beispiel für das Zusammenstimmen von Adverb, Präposition und Verb: *âne* Adv. „ledig“ / *âne* Präp. „ohne“ / *ich âne mich*... „verzichte darauf“. Selbst bei Luthertexten stößt man noch vereinzelt auf substantivisch und adjektivisch gebrauchte Formen wie *amabt* „Ohnmacht“ / „schwach (von der Hand)“, woneben bereits die eindeutig adjektivisch strukturierte Form *am(m)echtig* steht,<sup>12</sup> oder, um noch ein Beispiel herauszugreifen: die einfache Partikel *vor* wird bei Luther auch noch als temporales Adverb gebraucht, daneben aber bereits die neuhochdeutsch geläufigen Verdeutlichungsbildungen *vor-hin*, *vor-her* oder *zu-vor*,<sup>13</sup> so wie bei ihm sonst z. B. die Präp. *bis* vom Adv. *bisher* gescheiden ist. Bei Luther wird auch z. B. die Differenzierung zwischen dem Adverb *uberhand* (*haben*, *nehmen*) und dem Substantiv *die oberhand* deutlich.<sup>14</sup> Hier, im Frühneuhochdeutschen, ist offensichtlich der in Rede stehende Prozeß mitten im Gange und schon verhältnismäßig weit fortgeschritten. Die Grammatiker der lutherischen und nachlutherischen Zeit nehmen diese Differenzierungstendenzen in bewußter Bestrebung auf, und es kommt vielfach zu schriftsprachlichen Scheidungen wie *das* Pron. / *daß* Konj.<sup>15</sup>; *man* Pron. / *Mann* Subst.; *statt* Präp. / *Stadt* Subst. / *Stätte* (<mittelhochdeutsch Gen. Dat. *stete*); *wider* Präp. / *wieder* Adv.<sup>16</sup>; *die Weile* Subst. / (*die*)*weil* Konj. Nicht unwichtig als Mittel funktionaler

<sup>11</sup> Stellennachweise in G. F. Beneckes Wörterbuch zu Hartmanns Iwein, Göttingen 1874. Vgl. auch J. Grimm, Deutsche Grammatik 4, Gütersloh 1898, S. 297, und H. Brinkmann, Das deutsche Adjektiv in synchronischer und diachronischer Sicht, Wirkendes Wort 14, 1964, S. 98.

<sup>12</sup> S. Revisionsnachtrag zur Weimarer Luther-Ausgabe 32, 1964, 85, 31 u. 339, 36. Vgl. auch *frevet* „vermessen, kühn“ ebd. 94, 29 sowie *uberdruss* Adj., woneben *iberdrussig* ebd. 305, 24.

<sup>13</sup> S. Revisionsnachtrag (wie Anm. 12) 32, 65, 22. Weiteres in meinem Abriß der deutschen Grammatik, 7. neubearbeitete Aufl., Berlin 1964, S. 181, Anm. 3.

<sup>14</sup> Vgl. demnächst Revisionsnachtrag zur Weimarer Luther-Ausgabe 30, 2, 343,3/19 (Weimar 1967).

<sup>15</sup> Vgl. W.-D. Michel, Die Schreibung der Konjunktion *daß*, PBB (Halle) 79, 1957, Sonderband, S. 536 ff.

<sup>16</sup> Vgl. Deutsches Wörterbuch von J. u. W. Grimm 14,1, 2, Sp. 869 ff.

Kenn- und Auszeichnung einer bestimmten Wortart ist die – bei und vor allem nach Luther – zunehmende Großschreibung der Substantive. Nach meiner Überzeugung geht die Ausbreitung und endgültige Durchsetzung Hand in Hand mit dem Durchdringen des Begriffes „Hauptwort“, der eine besondere Wertung dieser Wortart enthält, dem die graphische Auszeichnung entspricht. Beides ist mit Gottscheds Sprachkunst von 1748 durchgedrungen und dominiert<sup>17</sup> – bis zu einer Rechtschreibreform. Von jüngeren neuhochdeutschen Vorgängen erwähnt sei schließlich die Festlegung zunächst gleich gebrauchter Lautdubletten auf besondere Funktionen und Wortarten; z. B. werden die Formen *wann? dann* nun für die Funktion als temporale Pronominaladverbien reserviert, *wenn, denn* für konditionale bzw. kausale Konjunktionen.<sup>18</sup> Ansätze zur morphologischen Unterscheidung des adjektivischen und adverbialen Beiworts dringen allerdings nicht durch, während das Englische wie die romanischen Sprachen gerade diese Scheidung systematisch ausbaut. Einige heutige Oppositionen *schön* Adj. / *schon* Adv., *lang* Adj. / *lange* Adv., entsprechend: *bereit* / *bereit-s*, *schwer* / *schwer-lich*, *blind* / *blind-ling*<sup>19</sup> sind für das Sprachsystem des heutigen Deutsch wenig erheblich, und Adverbialformen wie *schon* haben sich semantisch weit von den entsprechenden Adjektivformen entfernt, die ihrerseits heute auch adverbial gebraucht werden können: *die Musik ist schön* / *klingt schön*. Da im neueren Deutsch hier funktional keine scharfe Wortartgrenze besteht, findet sich auch keine durchgängige Scheidung der Form. Von Einfluß auf diese besondere Entwicklung im Deutschen war u. a. gewiß die wachsende Tendenz zur nominalen Raffung verbaler Aussagen und damit das Streben nach einer gewissen strukturellen Entsprechung der prädikativen und nominalen Gruppe: *Er hat sich stark erkältet* › *Seine starke Erkältung*. *Sie denkt lange nach* › *Ihr langes Nachdenken*. *Der Zug kommt fahrplanmäßig an* › *Die fahrplanmäßige Ankunft des Zuges*. *Ich halte mich dort auf* › *Mein dortiger Aufenthalt*. *Mein Onkel hört schwer* › *Mein schwerhöriger Onkel*. Dies ist möglich, soweit auch die adverbialen Beiwörter adjektivische Flexions- und Wortbildungssuffixe annehmen und attributiv gebraucht werden können. Daher ist es kein Zufall, daß im neueren Deutsch Suffixe wie- *gemäß*, *-mäßig* und *-weise* besonderen

<sup>17</sup> Diese Vermutung bestätigt H. Malige-Klappenbach, Die Entwicklung der Großschreibung im Deutschen, Wissenschaftliche Annalen 4, 1955, S. 117 f.

<sup>18</sup> Vgl. Deutsches Wörterbuch (wie Anm. 16) 2, Sp. 945 u. 14, 1, 2, Sp. 52 f. sowie G. v. Stuckrad, *Denn-dann*, PBB 79, Sonderband (vgl. Anm. 15), S. 489 ff.

<sup>19</sup> Vgl. Abriß (wie Anm. 13), S. 146.



Auftrieb erhalten, die attributiv und adverbial gebrauchte Bildungen prägen. Die prinzipielle funktionale Gleichwertigkeit des adjektivischen und adverbialen Beiworts ermöglicht neuhochdeutsche Komposita wie *Neuzeit* und *Jetzt-Zeit*, die formal keinen Unterschied aufweisen. Schließlich noch ein Hinweis auf neuhochdeutsche Bildungen wie *die Schreibe* (neben *ich schreibe*, nach *Rede/rede*), *Trage* (neben *trage*), *Liege* (neben *liege*), *Leuchte* (neben *leuchte*). Hier ist ein bewußter Verzicht auf deutlichere formale Unterscheidung erkennbar, da der Bezug zum Verb und damit die Funktion der benannten Sache deutlich bleiben soll.

Im übrigen aber kann man zusammenfassend sagen: So wie in der Neuzeit zunehmend eine Berufsdifferenzierung eintritt, d. h. die Mitglieder der Gesellschaft sich für bestimmte Aufgaben im Gemeinschaftsleben spezialisieren und berufsständisch abheben, so tritt auch bei den Wörtern eine funktionale Spezialisierung<sup>20</sup> für bestimmte Aufgaben im Rahmen der Rede ein und eine entsprechende morphologische Strukturierung dieser kooperierenden Wortarten – ein die Laut- und Formen- wie die Wortbildungs- und Satzlehre betreffender Prozeß, der – bisher vielleicht zu wenig beachtet – als Auswirkung einer besonders starken Tendenz der deutschen Sprachgeschichte gelten darf, so daß im Berlin der Neuzeit die scheinbar bestehende Übereinstimmung *Krauses* und *krauses Haar* Stoff zu einer Scherzfrage geben konnte.

<sup>20</sup> Dies hat eine Parallele in dem Eindeutigwerden der Wortbedeutungen, der semantischen Spezialisierung, wie sie besonders beim Übergang zum Neuhochdeutschen sichtbar wird, vgl. Vf., *Ausklang des Mittelhochdeutschen*, in: *Spätzeiten und Spätzeitlichkeit*, Bern/München 1962, S. 96.